

Wendy Wauters



# Die Gerüche der Kathedrale

Vom Leben im Herzen des mittelalterlichen  
Antwerpen

Aus dem Niederländischen von Andreas Ecke

**wbg** Theiss

Dieses Buch wurde mit Unterstützung der Flanders Literature  
herausgegeben. [www.flandersliterature.be](http://www.flandersliterature.be)



Originally published in 2023 by Lannoo  
© 2023, Lannoo Publishers  
[www.lannoo.com](http://www.lannoo.com)

wbg Theiss ist ein Imprint der Verlag Herder GmbH  
Für die deutschsprachige Ausgabe  
© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2025  
Hermann-Herder-Straße 4, 79104 Freiburg  
Alle Rechte vorbehalten  
[www.herder.de](http://www.herder.de)

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich an  
[produktsicherheit@herder.de](mailto:produktsicherheit@herder.de)

Titel der Originalausgabe: Wendy Wauters: *De geuren van de kathedraal.  
De overweldigende 16de eeuw in Antwerpen*

Aus dem Niederländischen von Andreas Ecke

Einbandabbildung: Hendrik van Steenwyck der Ältere und Jan Brueghel  
der Ältere, *Innenansicht der Liebfrauenkathedrale*. Budapest, Museum  
der Bildenden Künste

Fachlektorat: Daphne Schadewaldt, Wiesbaden  
Satz: Satzpunkt Ursula Ewert GmbH, Bayreuth  
Herstellung: GGP Media GmbH  
Printed in Germany

ISBN Print: 978-3-534-61064-8  
ISBN E-Book (EPUB): 978-3-534-61068-6  
ISBN E-Book (PDF): 978-3-534-61090-7



Für alle Florisse dieser Welt

*Ach, meine Seele ist ganz Klang  
In dieser Zeit der Farbenlust;  
Klang, der sich in die Höhe rankt  
Im Zaubergarten voller Duft.*

Paul van Ostaijen, aus *Music-Hall* (1916)

# Inhalt

Eine subjektiv gefärbte Geschichte .....	8
<b>Die Perle an der Schelde</b> .....	11
1 Lebensgefährliche Luft .....	31
2 Gestank des Todes .....	45
3 In Schmach und Schande .....	61
4 Schöne Prozessionen, schmutzige Pilger .....	69
5 Selig machende Gefühlsregungen .....	83
6 Ein süß duftender Paradiesgarten .....	91
7 Pest, wieder einmal .....	105
8 Den Blicken entzogen .....	121
9 Veränderung und Verankerung .....	137
10 Die höchsten Regionen .....	149
11 Du sollst hören .....	159
12 Sehen heißt glauben .....	171
13 Ein nie gesehenes Schauspiel .....	187
14 Sprachlos .....	199
15 Mit verblühten Worten .....	209
16 Mehr als die Summe der Teile .....	219
17 Paradies auf Erden .....	235
<b>Alles hin!</b> .....	245
Epilog: Als der Staub sich gelegt hat .....	253
Dank .....	256
Anmerkungen zu Quellen und Literatur .....	258
Zeittafel .....	290
Antwerpener Festkalender .....	293
Bibliografie .....	294
Abbildungsnachweis .....	314
Register .....	319

# Eine subjektiv gefärbte Geschichte

1521 pries Albrecht Dürer staunend das außergewöhnliche Können der Musiker in der Antwerpener Liebfrauenkathedrale. In seinem Reisetagebuch erwähnte der Künstler außerdem, das Gebäude sei »übergroß, also das man viel ampt auf einmal darinnen singt, das keins das andere jrt [stört]«. Dagegen beklagte sich einige Jahrzehnte später, 1548 oder 1549, ein Geistlicher aus der Stadt über die unangenehme Klanglandschaft in der Kathedrale, die er auf das »Umherspazieren in der Kathedrale während der Predigt und der Gottesdienste« zurückführte, »was hier so schlimm ist, dass manche Fremde, die es sehen, darum weinen«. Der Antwerpener Jesuit Papebrochius wiederum notierte in seinem umfangreichen Geschichtswerk: »Wegen der Gewohnheit, täglich die Gräber zu öffnen, um Leichname hineinzulegen«, sei es in der Kathedrale »beinahe immer gefährlich für jene, die sich [...] nicht gut fühlen; so sehr sogar, dass viele weniger kräftige Leute einen Widerwillen gegen den Besuch der Pfarrkirchen hegen, vor allem schwangere Frauen«.

Diese und zahlreiche andere Bemerkungen mehr oder weniger bekannter Individuen, die während der Blütezeit Antwerpens in der Kathedrale umherspazierten, spielen in diesem Buch eine wichtige Rolle. Ihre Darstellungen widersprechen sich häufig und sind zwangsläufig durch persönliche Erfahrungen gefärbt, doch gerade diese Mischung unterschiedlicher Stimmen macht das Erlebnis des Kirchenraums greifbar. Unsere heutige Vorstellung von der Kirche als Ort stiller religiöser Einkerkehr entspricht nämlich nicht der bewegten spätmittelalterlichen Realität. Kirchen waren damals ein geschäftiger Treffpunkt für Leute jeden Schlages, die das Gebäude aus den unterschiedlichsten Gründen aufsuchten.

Diese verlorene Wirklichkeit hat der in Antwerpen lebende Künstler Pieter Bruegel der Ältere auf mitreißende Weise festgehalten. Sein 1559

entstandenes Gemälde *Der Kampf zwischen Karneval und Fasten* ist vor allem ein Gewimmel von Szenen aus dem Alltagsleben. Und die sind nicht nur von derber Komik, sondern auch in hohem Grade realistisch. Zum Beispiel sieht man eine Reihe schwarz gekleideter Frauen durchs Kirchenportal ins Freie schreiten. Eine von ihnen wirft eine Handvoll Münzen zu einem verwischten Schatten auf dem Boden hinunter: Ursprünglich lagen dort zwei schlafende, in schmutzige Lumpen gekleidete Kinder, die irgendwann im Lauf der Geschichte übermalt wurden. Direkt dahinter, neben dem Portal, sitzt ein Mann an einem Tischchen und wartet darauf, dass einer der vorbeikommenden Gläubigen das kleine Reliquiar auf dem Tisch küssen möchte. An den Säulen im Halbdunkel hinter dem Portal erkennt man in weiße Tücher gehüllte Heiligenskulpturen. Ihr gespensterhaftes Aussehen zeigt an, dass gerade Fastenzeit ist. Zwischen den Säulen spendet ein Priester im offenen Beichtstuhl und in Hörweite aller den reuigen Gemeindemitgliedern ein Aschenkreuz. An der Seite des Kirchengebäudes strömen weitere Gläubige auf den Platz heraus, von denen manche Stühle oder Hocker auf Kopf und Schultern tragen. Wer in der Kathedrale weder Bank noch Stuhl mietete oder kaufte, brachte nämlich besser eine eigene Sitzgelegenheit mit.

*Die Gerüche der Kathedrale* gibt allen Antwerpener Kirchenbesuchern eine Stimme, vom prunkvoll herausgeputzten Edelmann bis zum knauerigen Feinbäcker, vom obrigkeitstreuen Geistlichen bis zum misstrauischen Hafenarbeiter. Vor allem aber all den Namenlosen, die selten Gehör finden.

Was mich während meiner Recherchen am meisten berührt hat, sind die großen Übereinstimmungen zwischen mir selbst – oder heutigen Menschen allgemein – und diesen historisch so fernen Stadtbewohnern. Ihre Sorgen und Sehnsüchte entspringen Ängsten, die unseren Ängsten um uns selbst und unsere Liebsten sehr ähnlich sind. Im Angesicht von Krankheit und Tod suchen wir alle nach Halt, unabhängig von der Epoche, in die wir hineingeboren sind, wohl aber geformt von der Kultur, in der wir aufwachsen. In weiteren 500 Jahren wird man auch auf unsere Gewohnheiten mit einigem Befremden zurückblicken.

Beim Schreiben dieses Buches war es deshalb nie meine Absicht, mich über die religiösen Überzeugungen und die Vorstellungswelt der

spätmittelalterlichen Kirchenbesucher lustig zu machen. Schließlich bleibe ich in meinem Bemühen, ein farbiges Bild des Lebens in der Kathedrale und um sie herum zu zeichnen, um es in den Worten Marcel Prousts zu sagen, für immer eine neugierige Dilettantin:

Nehmen wir für einen Augenblick an, der Katholizismus wäre seit Jahrhunderten erloschen, die Tradition seines Kultes verloren. Als unverständlich gewordene Denkmäler eines vergessenen Glaubens überdauern allein die Kathedralen, zwecklos und stumm. Eines Tages gelingt es den Gelehrten, die Zeremonien zu rekonstruieren, die man dort einst zelebrierte, für die man diese Kathedralen gebaut hatte, und ohne die man in ihnen nur noch den toten Buchstaben fand; verführt vom Traum, jenen großen, verstummten Schiffen einen Augenblick lang das Leben wiederzugeben, wollen dann die Künstler für eine Stunde das Schauspiel des geheimnisvollen Dramas wiederherstellen, das sich in ihnen abspielte, inmitten der Gesänge und der Düfte [...] Karawanen von Snobs ziehen in die heilige Stadt [...] und einmal im Jahr empfinden sie die Gemütsbewegung, die sie einst in Bayreuth und in Orange gesucht haben: das Kunstwerk in dem Rahmen zu genießen, der ihm gebaut wurde. Unglücklicherweise können sie [...] nur Neugierige sein, »dilettanti«, was sie auch anstellen, in ihnen wohnt nicht die Seele von einst.

# 1 Lebensgefährliche Luft



## Frühjahr 1481

...

Sonntag, sieben Uhr morgens. Die Sonne konnte jeden Moment aufgehen. Alle standen, der Priester und sein Weihrauch schwenkendes Gefolge schritten schon zum Altar der Pfarrgemeinde, die Klänge der Messe füllten den Raum. Als Erster wurde der Priester, dann der Altar und schließlich die Gottesdienstbesucher mit der sonntäglichen Menge an geweihtem Wasser besprengt, während die Sänger den Wechselgesang *Asperges me* (»Bespreng mich«) vortrugen. So konnten alle Anwesenden spirituell gereinigt mit der Messfeier beginnen und das allerheiligste Sakrament (die erhobene Hostie und den erhobenen Kelch) schauen.

Manche Gemeindemitglieder hatten ihre sonntägliche Pflicht bereits in der Frühmesse erfüllt, nachdem sie um halb sechs auf dem Weg zur Kathedrale der klirrenden Kälte getrotzt hatten. Doch die meisten besuchten die Hauptmesse, die bis etwa acht Uhr dauerte. An einem normalen Sonntag wäre die Kathedrale gedrängt voll gewesen, und die Gottesdienstbesucher wären noch etwas länger geblieben, um die erste Predigt zu hören, die gleich nach der Messe begann. Die Frömmsten wären anschließend der kleinen Prozession von Geistlichen gefolgt, die um neun Uhr auf einem festgelegten Weg durch das Kirchengebäude zog. Danach konnte man das Hochamt der Geistlichen hören, das für die Gottesdienstbesucher nicht sichtbar im abgetrennten Hochchor zelebriert wurde, oder an den

sonntäglichen Messfeiern der Kaplaneien, Gilden und Bruderschaften an einem der vielen Nebenaltäre teilnehmen. Außerdem wurde nachmittags eine zweite und sogar eine dritte Predigt gehalten, sodass wirklich alle Gemeindemitglieder in den Genuss spiritueller Weisheiten kommen konnten. An liturgischen Feiern, Predigten und gemeinschaftlichen Ritualen herrschte an den Sonntagen gewiss kein Mangel.

Doch dies war kein normaler Sonntag. 1481 war in Antwerpen die Pest ausgebrochen.

## Wie die Heringe im Fass

•

Die Niederlande waren bis weit über ihre Grenzen hinaus für ihre gut besuchten Kirchen bekannt. Fremde zeigten sich außerordentlich beeindruckt von der Menge der Kirchgänger, die dem Land den Ruf besonderer Frömmigkeit eintrugen, nicht nur im 15. Jahrhundert, sondern auch später noch. So notierte der süditalienische Geistliche Antonio de Beatis, der im Gefolge des kulturbeflissenen Kardinals Luigi d'Aragona in den Jahren 1517/18 Europa bereiste, in seinem Reisetagebuch, die Kirchen in den Niederlanden seien jeden Tag aufs Neue voll. Ein halbes Jahrhundert später berichtete ein venezianischer Gesandter, dass in den Kirchen an fast jedem Sonntag Almosen verteilt und Prozessionen abgehalten wurden. Und was die Teilnahme am Gottesdienst anging, sah man seiner Ansicht nach nirgendwo mehr Frömmigkeit als hier.

Doch zu Zeiten der Pest war die Situation eine völlig andere. Wie in fast allen europäischen Städten kam es auch in Antwerpen regelmäßig zu Pestausbrüchen. Die schwersten waren allen noch frisch im Gedächtnis, besonders die Jahre 1436–1439 und 1456–1459 waren katastrophal gewesen. 1481 brach erneut eine solch unheilvolle Zeit an, und diese Pestepidemie sollte bis 1485 wüten. In solchen Zeiten der Todesangst und des Chaos griffen die Einwohner der Stadt zu allen nur erdenklichen medizinischen und religiösen Hilfsmitteln. Zum Beispiel behauptet die *Chronijc der Stadt Antwerpen*, eine aus dem 17. Jahrhundert stammende Kompilation älterer Chroniken, dass man im Jahr 1487 den Schwarzen Tod vertrieben habe, indem man zum Fest des allerheiligsten Namens Jesu gedruckte Andachtsbildchen an sämtliche Haustüren

hängte. Es handelte sich um Darstellungen mit dem IHS-Monogramm, das auf die griechische Abkürzung des Namens Jesu zurückgeht. (Abb. 8) In der Regel wurden kleine papierene Andachtsbildchen dieser Art als geweihte Schluckbildchen von kranken Gläubigen heruntergeschluckt, um sich gegen Unheil zu schützen. Aber auch an die Eingangstür des Hauses geheftet wurde ihnen nachgesagt, die Pest fernhalten zu können.

Außerdem war die Teilnahme an Prozessionen ein bewährtes Mittel gegen einen plötzlichen Tod und anderes Unglück. Zahllose Einwohner Antwerpens zogen in unsicheren, angstvollen Zeiten in der Hoffnung auf spirituellen Schutz für Leib und Leben durch die Straßen. Ob eine Prozession ihren Zweck erfüllen würde, maß man teilweise sogar daran, wie oft sie veranstaltet wurde. Als im Jahr 1524 die Lebensmittelpreise immer weiter stiegen und Epidemien das Land heimsuchten, erließ Margarete von Österreich, Tochter Maximilians I. und Statthalterin der habsburgischen Niederlande, die Anordnung, dass die Stadtbewohner zwei Monate lang mindestens einmal pro Woche an einer Prozession teilzunehmen hatten, »um den Zorn und Ingrimms unseres Schöpfers und Erzeugers Jesus gegen uns zu besänftigen, und für das Wohlergehen und Glück der kaiserlichen Majestät und seiner Verbündeten«.

So verwundert es kaum, dass Altäre, die den bekanntesten Pestheiligen wie Rochus und Sebastian geweiht wurden, wie Pilze aus dem Boden schossen. Diese Heiligen erfüllten die spezielle Aufgabe von Beschützern gegen den Schwarzen Tod, weil bestimmte Ereignisse ihres Lebens mit der Krankheit in Verbindung gebracht wurden.

Der Glaube an religiöse Abwehrmittel gegen Krankheit und gegen die Pest im Besonderen war also stark und fest verwurzelt. Dennoch: Während eines Pestausbruchs am Sonntag im Seitenschiff der Kathedrale aneinandergedrängt wie die Heringe im Fass der Pfarrmesse beizuwohnen, war schon reichlich viel verlangt.

Gewiss, der für die Messfeiern der Pfarrgemeinde bestimmte Teil der Liebfrauenkirche war unvergleichlich viel größer als früher, als es noch die kleine Seitenkapelle beim Hochchor gewesen war. Und 1477 waren die Kirchen Sankt Georg, Sankt Walburga und Sankt Jakob zu Pfarrkirchen erhoben worden, wodurch sich die Masse der Antwerpener Gottesdienstbesucher wenigstens etwas verteilte. Außerdem hatten sich die Stadtbewohner das Geld für ihren neuen liturgischen Raum in der Kathedrale

buchstäblich vom Mund abgespart: In den Jahren 1454–1460 hatte die Stadt mit einer Sondersteuer auf Weizen die gesamte Einwohnerschaft zur Kasse gebeten. Deshalb empfanden viele Gemeindemitglieder, als sie 1469 zum ersten Mal am neuen Ort einer Sonntagsmesse beiwohnen konnten, die Kirche als »ihre« Kathedrale. Eine Kathedrale, die noch dazu immer schöner wurde. 1481 wurde der große neue Altar der Pfarrgemeinde geweiht, und fünf Jahre später sollte ein prachtvolles steinernes Retabel das Ganze vervollständigen.

Doch selbst in dem großen neuen Raum herrschte an normalen Sonntagen Geschiebe und Gedränge. Grob geschätzt war in der Westhälfte der Kathedrale, also dem Langhaus inklusive sämtlicher Seitenschiffe, Platz für etwa 12 000 Menschen. Die Anzahl der Gläubigen, die zusammen der Pfarrmesse beiwohnen konnten, dürfte also über ein paar Tausend nicht hinausgegangen sein. Zu dieser Zeit wohnten jedoch bereits zehnmal so viele Menschen innerhalb der Stadtwälle, um die 40 000, und es wurden immer mehr. 1526 kamen schon ungefähr 55 000 Einwohner Antwerpens auf damals vier Pfarrkirchen, und um 1568 lebten allein innerhalb der Grenzen des Liebfrauen-Pfarrbezirks über 30 000 Einwohner. Die anderen Pfarrkirchen waren von ebensolcher Übervölkerung betroffen. Mehr als 20 000 Einwohner entfielen auf die Jakobskirche und jeweils über 10 000 auf Sankt Walburga, Sankt Georg und Sankt Andreas. Dabei sind die ausländischen Händler und Seeleute, die Reisenden und Pilger noch gar nicht mitgerechnet.

Schon rein physisch war es also unmöglich, die gesamte Pfarrgemeinde im selben Moment in ihrer Pfarrkirche zusammenzubringen. Freilich waren da noch die an Zahl zunehmenden Privatmessen der Kaplaneien, Bruderschaften, Gilden und Zünfte, denen die Gläubigen beiwohnen konnten. Von einer gemeinsamen Messfeier aller Gemeindemitglieder vor dem Hauptaltar »ihrer« Kirche konnte folglich keine Rede sein. Schon im 15. Jahrhundert war es vielmehr gang und gäbe, seine sonntägliche Pflicht in einer Kirche eigener Wahl und sogar durch eine Messe eigener Wahl zu erfüllen.

## Körpersäfte im Ungleichgewicht

Zurück zum Pestausbruch von 1481. Nicht ohne Grund befürchteten Kirchenbesucher das Schlimmste, wenn sie sich in die bekanntermaßen schlecht belüftete und überfüllte Liebfrauenkirche wagten. Das undurchdringliche Geruchsdickicht bestand aus allerlei Ausdünstungen menschlichen, tierischen und pflanzlichen Ursprungs, die sich miteinander verbanden oder um Aufmerksamkeit wetteiferten. Während des Mittelalters und auch später noch klagten Stadtbewohner unablässig über die fehlende Luftzirkulation in dieser Art von geschlossenen öffentlichen Räumen. So schrieb der Antwerpener Jesuit Papebrochius noch Ende des 17. Jahrhunderts, es sei wünschenswert, »dass man in der Kathedrale hier und dort die Fenster öffnen könnte, um bei gutem Wetter saubere Luft hereinzulassen«. Dabei ging es ihm und anderen Beschwerdeführern nicht nur darum, frischen Wind durch das Gebäude wehen zu lassen: Das körperliche Wohlergehen der Kirchenbesucher stand auf dem Spiel! Man verstand Luft als eine ortsgebundene Mischung aus Rauch, Schwefel sowie wässrigen, flüchtigen, fetten und salzhaltigen Dämpfen, die der Erde entströmte. Und ein Mangel an Luftzirkulation galt allgemein als ebenso gefährlich wie stehendes Wasser.

Nach den damaligen medizinischen Vorstellungen bildete faulendes organisches Material in Luft und Wasser krank machende Dämpfe, sogenannte Miasmen, die für Krankheiten und Epidemien verantwortlich waren, weil sie zu den Hauptverursachern eines Ungleichgewichts der vier Körpersäfte gehörten. Alles Lebendige, das unter den Himmelsphären kriechend und wimmelnd, fliegend oder schwimmend die Erde bevölkerte, enthielt eine sorgsam ausbalancierte Mischung von Schleim, Blut, gelber und schwarzer Galle. Bis heute sprechen wir von cholertischen Charakteren (mit einem Zuviel an gelber Galle) und Menschen vom melancholischen, phlegmatischen oder sanguinischen Typus (mit einem Übermaß an schwarzer Galle, Schleim oder Blut).

Dies geht auf die Säftelehre oder Humoralpathologie zurück, die Menschen nach dem jeweils dominierenden Körpersaft (*humor*) einteilte. Es war die Schule des griechischen Arztes Hippokrates, die im 4. Jahrhundert vor Christus sowohl die Miasmenlehre als auch die Humoralpathologie ausarbeitete, und beide blieben bis zum späten 16. Jahrhundert

in beinahe unveränderter Form anerkannt. Die Miasmenlehre hielt sich sogar noch länger, bis im späten 19. Jahrhundert die Wissenschaftler Robert Koch und Louis Pasteur nachweisen konnten, dass Krankheiten nicht von faulenden Luftpartikeln, sondern von Bakterien und Viren verursacht werden.

Doch so weit war man im Spätmittelalter noch lange nicht. Für die Stadtbewohner jener Zeit bedeuteten Krankheiten des Körpers oder des Geistes, dass die Körpersäfte nicht im Gleichgewicht waren. Wenn man einen Arzt konsultierte, bestand dessen wichtigste Aufgabe darin, einem toxischen Ungleichgewicht vorzubeugen oder es zu beseitigen: durch Aderlass, künstlich herbeigeführte Vereiterungen, Verabreichung von Brechmitteln, Einläufe, Bäder oder Diäten. Den richtigen Moment für den Beginn der Behandlung musste er auf der Grundlage der jeweiligen Position von Sonne und Mond im Tierkreis und des Lebensalters des Patienten genau berechnen. Die Theorie hinter diesem medizinischen und astrologischen Wissen war hauptsächlich einem kleinen Kreis von Gelehrten bekannt, den *doctores medicinae*, die ein Studium an einer Universität absolviert hatten, außerdem Chirurgen und Barbieren, die über die erforderlichen praktischen Fähigkeiten verfügten. Dank einer bunten Mischung schriftlicher und mündlicher Überlieferungen war man aber in allen Schichten der Bevölkerung mit den Grundprinzipien vertraut. Im Grunde wusste also jeder Stadtbewohner über die (angenommene) Funktionsweise des eigenen Körpers und somit auch über die Gefahren übler Ausdünstungen Bescheid.

Eine beliebte Informationsquelle war ein in der Volkssprache verfasstes Büchlein, das als »Schäferkalender« bekannt war. Es präsentierte das medizinische Wissen der Zeit, als würde es auf der praktischen Erfahrung von Hirten beruhen und nicht auf gelehrten Theorien von Philosophen und Ärzten. Charakteristisch für Druckwerke dieser Art sind Illustrationen mit dem Tierkreismann oder Aderlassmann. Es handelt sich dabei um eine stilisierte menschliche Figur, bei der jeder Körperteil einem Tierkreiszeichen zugeordnet ist. So wurde auf anschauliche Weise dargestellt, wann welche Körperteile behandelt werden durften und wann nicht. In einem der wenigen erhaltenen Exemplare aus dem 16. Jahrhundert, dem in Antwerpen gedruckten Büchlein *Der schaepherders kalengier*, ist ein solcher Tierkreismann abgebildet. (Abb. 7) Aus dem

Diagramm ist zum Beispiel ersichtlich, dass das Sternbild Widder (Aries) in Verbindung mit dem Kopf steht und dass es demzufolge nicht ratsam ist, einen Patienten in der Zeit vom 21. März bis zum 20. April in diesem Bereich zur Ader zu lassen. Die eklektische Verbindung von menschlichem Körper und Kosmos kommt wunderbar in den begleitenden Erklärungen zum Ausdruck:

Aries ist ein warmes und trockenes gutes Zeichen und regiert den Kopf. Und wenn der Mond in diesem Zeichen ist, soll man den Kopf mit keinem Eisen berühren [zum Aderlass] noch die Ohren oder die Hauptader sollst du lassen, noch den Bart scheren, aber es steht dir frei zu baden.

Anleitungen wie diese unterrichteten die Leser verblüffend detailreich darüber, wie man sich zu verhalten hatte, um mit möglichst wenig Schaden durchs Leben zu gehen. Ähnliches boten in vereinfachter Form und leicht verständlicher Sprache auch die Almanache, große Kalenderblätter, die man zu Hause an die Wand hängen konnte. Sie versorgten zahllose Familien mit allerlei nützlichen astrologischen und medizinischen Informationen, von Wettervorhersagen und den Sonnen- und Mondzyklen über die für Aderlässe oder für das Schneiden von Haaren und Nägeln geeigneten Tage bis hin zu kirchlichen Feiertagen und wichtigen Märkten. Kurz und gut: Der Kosmos war ein Medizinschrank, und Gott war der Apotheker. »Denn Gott hat die Kräfte von Kräutern, Steinen und aller anderen Kreaturen nicht umsonst geschaffen«, heißt es in dem Ende des 15. Jahrhunderts in Venedig gedruckten *Fasciculus medicinae*, einem der einflussreichsten medizinischen Traktate Europas.

Körper und Geist waren im Denken des Spätmittelalters eng miteinander verflochten und bildeten ein Ganzes. War der Körper krank, hatte das Auswirkungen auf das geistige (also auch religiöse) Wohlergehen und umgekehrt. Weil ein gesunder Geist in einem gesunden Körper wohnte, war man der Auffassung, dass medizinische und religiöse Mittel einander ergänzten. Traktate über die Pest, Predigten und Katechismen bedienten sich deshalb der gleichen Sprache zur Unterweisung der Bevölkerung. Eine Handschrift aus dem späten 15. Jahrhundert über »geheime« heilkräftige Mittel (ein sogenanntes *secretboek*) empfahl in

jedem sechsten Rezept geweihtes Wasser als heilsame Ingredienz. Auch Gebete zu verrichten, Psalmen zu rezitieren oder eine Messe über einem Gegenstand lesen zu lassen gehörte zu diesem pseudomedizinischen Repertoire. Die Geschichte lehrt, dass Menschen besonders in Zeiten von Epidemien dazu neigten, all ihre Hoffnung in die heilende Kraft des Glaubens zu setzen. 1490 zum Beispiel wurde ein an den Pestheiligen Sankt Sebastian gerichtetes Gebet vollständig zwischen den medizinischen und diätetischen Ratschlägen des Antwerpener Traktats *Opus insigne de peste* abgedruckt. Und noch während der Coronapandemie des Jahres 2020 verkauften sich »heilkräftige« Steine und Tees so gut wie nie zuvor.

## Ein Schutzschild aus guter Luft

•

Einmal an einem Feiertag – ob es nun ein Sonntag oder anderer Tag war, erinnere ich mich nicht mehr – glaubte eine Frau in der Kirche von Aldgate auf einer Kirchenbank voller Menschen plötzlich einen üblen Geruch wahrzunehmen; sofort bildete sie sich ein, die Pest sei in der Bank, flüstert ihre Wahrnehmung oder ihren Verdacht der Nachbarin zu, erhebt sich und verlässt die Bank; es griff sofort auf die nächsten über und dann auf weitere, und alle von ihnen und von den zwei oder drei Nachbarbänken standen auf und verließen die Kirche, obwohl niemand wusste, was ihn störte oder von wem es kam.

Das füllte plötzlich eines jeden Mund mit diesem oder jenem Präparat, wie es die alten Weiber empfahlen und einigen vielleicht die Ärzte verordnet hatten, um der Ansteckung durch den Atem anderer vorzubeugen; dergestalt, dass, wenn man eine einigermaßen gut besuchte Kirche betrat, ein solches Gemisch von Gerüchen herrschte, das viel stärker, wenn vielleicht auch nicht so heilsam war, wie wenn man in einen Apotheker- oder Drogistenladen kam. Mit einem Wort, die ganze Kirche war wie ein Riechfläschchen; in dieser Ecke gab es alle Parfüms, in jener Spezereien, Balsamkräuter und eine Vielfalt von Drogen und Kräutern, in einer anderen Salze und Spirituosen, wie gerade jeder zu seinem Schutze damit versehen war.

Diese Passage aus Daniel Defoes fiktivem Dokumentarbericht *Die Pest in London* über die verheerende Pestepidemie von 1664/65 beschreibt die

üppige Duftlandschaft einer Pfarrkirche während einer Epidemie. Sie spielt fast zwei Jahrhunderte nach der Antwerpener Pestepidemie der Jahre 1481–1485 und ist dennoch repräsentativ für das, was man in mittelalterlichen Kirchen wie der Liebfrauenkirche erleben konnte. Schließlich war die Miasmenlehre auch im 17. Jahrhundert noch allgemein anerkannt.

Immerhin verrät Defoes Erzählung, dass es für die Menschen ein Fünkchen Hoffnung gab: Man war Miasmen und somit Epidemien nicht hilflos ausgeliefert, sondern konnte sich durchaus gegen sie schützen. Schlechte, muffige, gefährliche Luft konnte durch gute, wohlriechende Luft ferngehalten werden. Gute Gerüche überdeckten also nicht einfach nur den Gestank von Krankheit und Tod, sondern sorgten in erster Linie dafür, dass man nicht erkrankte, weil gefährliche Bestandteile der Luft nicht an einen herankamen. So gab man auch Patienten die Möglichkeit, zu genesen, indem man die schädliche Luft in ihrer Umgebung mit wohlriechender vertrieb. Wie man die Luftqualität verbessern konnte, war deshalb wichtiges praktisches Wissen, das durch beliebte Gesundheits- und Haushaltsratgeber verbreitet wurde. Eine häufig angewandte Methode war Fumigation (Ausräuchern), das Verbrennen aromatischer Kräuter auf öffentlichen Plätzen, auf den Straßen und in den Häusern. Man trug aber auch Säckchen mit Kräutern bei sich oder parfümierte ausgiebig seinen Körper, um schlechte Luft zu vertreiben. Sogar die Haltung von Vögeln im Haus wurde empfohlen, weil angeblich ihr Flügelschlag die Luft in Bewegung hielt.

Ein beliebter Haushaltsratgeber war *Een nieuwe tractaet ghenaeemt dat Batement van recepten* (Ein neues Traktat genannt das Lustspiel der Rezepte) aus dem Jahr 1549. Es enthielt Anleitungen zur Herstellung von Duftstoffen, die vor der Pest schützen sollten. Die Kräutermischung oder das Teigkugelchen tat man in einen Duftstoffbehälter, Bisamapfel oder auch Pomander genannt, meist ein kugelförmiges Schmuckstück, das man aufklappen konnte. Pomander ist eine Verballhornung des französischen *pomme d'ambre*, Ambrakügelchen. (Abb. 9) Bisamäpfel gab es in allen möglichen Formen und Größen, von einem einfachen Behältnis aus billigem Metall bis zum prunkvollen silbernen Juwel. Auch die Duftvarianten waren zahllos und die Ingredienzen variabel, je nach den finanziellen Möglichkeiten des Käufers.

Eines der Rezepte schrieb folgende Zutaten vor: eine halbe Unze feines, gereinigtes Labdanum (ein wohlriechendes Harz), drei Unzen Storax (ein würzig duftendes Harz, meist vom Orientalischen Amberbaum), feine Calamintha (Wald-Bergminze), fünf Drachmen Myrrhe, eine Drachme Gewürznelke, Saft von Baldrian, feines *mucelgiaet* (eine geheimnisvolle Zutat) und ein Karat Ambra, das sehr fein mit einem Seih Tuch zu filtern war. Eine Unze entsprach ungefähr dreißig Gramm und war in acht Drachmen unterteilt, jeweils knapp vier Gramm. Ambra, eine wachsartige Substanz aus dem Darm von Pottwalen, die heute noch zur Herstellung einiger weniger exklusiver Parfüms dient, war schon damals extrem teuer und wurde deshalb nur in winzigen Mengen verwendet. Ein Karat entsprach dem Gewicht eines Samenkorns des Johannisbrotbaums; diese Körner waren für ihr konstantes Durchschnittsgewicht bekannt. Die genannten Zutaten musste man in einem erhitzten Mörser zu einem zähen Brei kneten, während man Saft von Zitronenmelisse und Gemeiner Ochsenzunge (einer frisch und bitter schmeckenden Pflanze) hinzugab. »Und also macht ihr euren Apfel, welchen ihr in der Zeit der Pest in der Hand tragen sollt, wodurch ihr nichts zu fürchten braucht.« Außerdem führt das *Batement van recepten* einige Mittelchen gegen schlechten Atem auf, die ebenfalls als Schutz gegen verunreinigte Luft dienen konnten: »So gebraucht man auch diese oben genannte Zusammensetzung, wann oder wo man die Pest vermutet. Der Geruch und der Atem werden angenehm, wodurch die Person vor jedwedem Schaden durch Verunreinigung der Luft behütet wird.«

Eine Abbildung aus dem *Fasciculus medicinae*, genauer gesagt aus dem Kapitel über die Pest, kann man geradezu als Kompendium der Schutzmöglichkeiten durch Duftstoffe betrachten. (Abb. 11) Man sieht einen Arzt, der einen wohlhabenden Patienten besucht. Während er den Puls des Bettlägerigen misst, hält er sich einen Bisapfel mit Labdanum vor die Nase, um schlechte Luft fernzuhalten. Links und rechts von ihm stehen zwei Männer mit brennenden Fackeln, eine weitere bewährte Methode zur Vertreibung von Miasmen. Einer der beiden trägt einen Korb mit glühenden Kohlen zum Verbrennen aromatischer Kräuter. Die älteren Frauen im hinteren Teil des Raums sind die Einzigen, die sich nicht schützen, weil ihr Körper nach damaliger medizinischer Auffassung von Natur aus enge Poren hat und deshalb weniger anfällig für schädliche Bestand-

teile der Luft ist. Der Autor notiert dazu, »dass man die Luft möglichst trocken halten muss, mit einem Feuer von Eichenholz oder getrockneten Zweigen von Lorbeer, Myrte, Wacholder und anderen duftenden Holzarten«, um die Gefahr der Übertragung der Pest zu verringern.

Man war immerhin nicht auf sich allein gestellt, denn auch die Obrigkeit ergriff zahlreiche Maßnahmen, wenn eine Stadt von einer Seuche heimgesucht wurde. Pestkranke mussten sich deutlich als solche zu erkennen geben, zum Beispiel durch einen besonderen Hut, eine Rute oder eine Rassel, und in der Regel wurden sie zu stark besuchten Gottesdiensten nicht zugelassen. Während einer Pestepidemie wurde ihnen in der Regel per Erlass verboten, sich unter andere Gläubige zu begeben, »weder in der Liebfrauenkathedrale noch in anderen Pfarrkirchen, Klöstern und Gotteshäusern in der Stadt, um allda die Messe oder einen anderen Gottesdienst zu hören«. Ihnen war nur erlaubt, unter Mitnahme ihrer langen weißen Ruten in den Kirchen und Gotteshäusern der Observanten (Augustiner) die Messe zu hören und zu beten, und zwar zwischen sechs und acht Uhr, wobei sie das Gebäude nur bis zum Weihwasserbecken hinter dem Westportal betreten durften, keinen Schritt weiter. Sowohl 1472 als auch 1485, 1489 und 1490 ließ der Magistrat die gleiche Anordnung verkünden. Während der Antwerpener Lepraepidemie von 1513, deren Opfer schon an ihren Entstellungen von Weitem erkennbar waren, wurden sogar den Hausgenossen der Erkrankten eigene Gebetsstätten zugewiesen, darunter das Gotteshaus und Kloster der Minderbrüder, die Johanneskapelle und die Rochuskapelle.

Um Kirchenbesucher vor dem lebensgefährlichen Gestank des Todes zu schützen, durfte in den Kirchen während der Messfeiern keine Gruft geöffnet werden. Außerdem erwarben die Kirchenvorsteher zum gleichen Zweck allerhand Duftstoffe und Räucherwerk. Ein beliebtes Mittel gegen gefährliche Luft war ... Weihrauch. Bei etwa der Hälfte der haushaltsüblichen Mischungen, die gegen die Pest schützen sollten, ist in den Ratgebern unter den Zutaten Weihrauch aufgeführt. Es gab sogar Segensprüche, die den Weihrauch gerade wegen seiner luftreinigenden Eigenschaften priesen: »Möge der Herr diesen Weihrauch segnen für die Vertreibung jeglichen schädlichen Gestanks und ihn für seinen süßen Wohlgeruch entfachen lassen.« In den Rechnungen der Grote Kerk von

Dordrecht wurde der Erwerb von Wacholder und Weihrauch damit erklärt, dass man sie wegen des Gestanks der Toten und der Gräber verbrenne.

Eine Pflanze, die man gern auf dem Kirchenboden ausstreute, war das Echte Mädesüß, weil es einen süßen, heuartigen Duft ausströmte, wenn man darauftrat. Auch er konnte als wohlriechender Schutzschild gegen Pestluft dienen. Der Leidener Maler Aertgen Claesz. van Leyden hat auf elegante Weise die medizinische Verwendung solcher Einstreu in sein um 1530 gemaltes Tafelbild *Die Berufung des heiligen Antonius* einfließen lassen. (Abb. 10) Es zeigt einen Geistlichen, der auf der Kanzel gestenreich eine Predigt hält, während im Hintergrund einige Szenen aus dem Leben des heiligen Antonius zu sehen sind. Die Blumen und Kräuter, die auf dem Kirchenboden im Vordergrund ausgestreut sind, waren bekannt für ihre Heilwirkung bei Pest und Ergotismus (Mutterkornvergiftung, früher auch Antoniusfeuer genannt). In England hatte sich das Ausstreuen von Mädesüß, frisch geschnittenem Schilf und anderen Pflanzen zur Vertreibung des Gestanks von Unflat sogar zu einem vollwertigen kirchlichen Fest entwickelt: *Rushbearing*, was wörtlich »Umhertragen von Schilf« oder »Schilfumzug« bedeutet.

## Katzengeschrei und Hundeunfug

•

Allerdings fand nicht alles, was dem Schutz vor Seuchen dienen sollte, gleichermaßen den Beifall der Kirchenbesucher. So war etwa der Hundeschläger ebenso verhasst wie beliebt. Das Problem war, dass große Städte sich regelmäßig mit einem gewaltigen Zuwachs an streunenden Hunden und Katzen konfrontiert sahen. Vor allem während Epidemien, wenn alles, was »üble Gerüche« verbreiten konnte, argwöhnisch bäugt wurde, sollten Hundeschläger die Belästigung oder Gefahr soweit möglich begrenzen, indem sie die Hunde verjagten oder erschlugen. (Abb. 14) Eine Praxis, die nicht so völlig der Vergangenheit angehört, wie man sich wünschen würde: Noch 2022 gab es in Shanghai Hundefänger, die im staatlichen Auftrag die Straßen der Stadt coronafrei halten sollten.

Aus Lohnlisten des Jahres 1530 geht hervor, dass in Antwerpen durchschnittlich fünf streunende Hunde pro Tag mit Knüppeln totgeschlagen

wurden. Hundeschläger verrichteten ihre Arbeit dort, wo viele Menschen zusammenkamen, vor allem auf Märkten und in Kirchen. Auch die Kirchengenossen der Kathedrale bezahlten aus eigener Tasche einen Mann, der Hunde während der Messfeiern mit einer Peitsche aus dem Gebäude vertreiben sollte. Außer an der Geruchspalette verwilderter Straßenhunde störte man sich auch daran, dass die Tiere zu jeder Zeit ihre kleinen und großen Geschäfte auf dem Boden und an den Altären verrichteten. In einigen Verträgen mit Handwerkern, die Gitter rings um Nebenaltäre oder vor Seitenkapellen anbringen sollten, ist sogar der gewünschte Abstand zwischen den Stäben festgelegt, damit Hunde ferngehalten wurden. Niemand wollte an seinem Altar Streuner sehen, die pinkelnd oder beißend das wertvolle Antependium ruinierten. Außerdem muss der Lärm, den die Tiere praktisch den ganzen Tag über verursachten, ohrenbetäubend gewesen sein: winselnde, jaulende, bellende Hunde, Hunde, die miteinander kämpften oder von einem plötzlichen Geräusch in Aufregung versetzt wurden.

Trotzdem nahmen mitfühlende Menschen Anstoß an der brutalen Gewalt der Hundeschläger, deren Beruf verspottet und geschmäht wurde. In Antwerpen musste das Verbot, Hundeschläger zu belästigen, regelmäßig erneuert werden. 1556 konnten die tierliebenden Stadtbewohner immerhin einen kleinen Teilerfolg verzeichnen, denn in jenem Jahr wurde in die Bestimmungen aufgenommen, dass Hundeschläger »aus Respekt vor den Auswärtigen« an Markttagen (Freitag und Samstag) keine Hunde mehr töten durften. Doch erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sollte der Beruf endgültig aussterben.